

einen neuen zwischenmenschlichen Frieden schaffender Gemeinde. Allein in christlichen Gemeinden, die nach der Bergpredigt leben, liegt noch Hoffnung für unsere Welt. Die Alternative ist immer deutlicher ein letzter, alles vernichtender Ausbruch der Gewalt. Girard hat 1973 in einer Diskussion formuliert: Wir gehen immer mehr „dem

Augenblick entgegen, an dem nur noch die Wahl bleibt zwischen totaler Vernichtung und totalem Verzicht auf Gewalt nach dem Beispiel Christi“ (Das Evangelium legt die Gewalt bloß, Orientierung 38, 1974, S. 53–56 [S. 54], übersetzt aus Esprit, November 1973, S. 551–558).

Norbert Lobfink

Zeitbericht

Ökumene auf Sparflamme?

Zum Stand des Dialogs zwischen den Kirchen

Der größte Fortschritt, den die ökumenische Bewegung bisher zu verzeichnen hat, ist der, daß sich Ökumene heute so gut wie in allen christlichen Kirchen auf den verschiedensten Ebenen und in den unterschiedlichsten Formen kirchlichen Lebens abspielt. Es gibt zumindest unter den größeren Konfessionen keine mehr, die sich prinzipiell und kategorisch dem Gedanken der sichtbaren Einheit aller Christen verschließen würde. Und es gibt kaum einen Bereich im Leben der Kirchen, in dem sich das nicht in irgendeiner Form niederschlagen würde: im Gottesdienst und im Bemühen um ein redliches Zeugnis des Glaubens heute ebenso wie im sozialen und diakonischen Einsatz, in der Kooperation von Theologen ebenso wie in Kontakten von hohen Amtsträgern. Diese vielfältigen Formen des Miteinanders weisen sehr *verschiedene Grade der Verbindlichkeit* auf (von der informellen Begegnung einzelner Christen und Gemeinden bis zu offiziellen und autorisierten Übereinkünften), verfügen über ganz *unterschiedliche geographische Reichweiten* (von Kontakten auf Ortsebene über regionale Einrichtungen bis zu weltweiten Dialogen) und differieren hinsichtlich ihrer Beteiligung, je nachdem ob sie *bilateral* oder *multilateral* angelegt sind.

Zur Weltgebetsoktav mehr Beschwichtigungen als Impulse

Eine dergestalt diversifizierte ökumenische Situation ist naturgemäß schwer zu fassen. Was auf der einen kirchlichen Ebene schon sehr weit gediehen ist, kann auf einer anderen noch in den Anfängen stecken; wo zwei Kirchen in besonderer Weise aufeinander zugehen, kann das Schwierigkeiten in ihrem jeweiligen Verhältnis zu anderen Kirchen mit sich bringen; was in einer Region längst erreicht ist, klingt für eine andere noch nach Zukunftsmusik. Die Frage, wie es mit der Ökumene nun wirklich stehe, ist von daher eigentlich immer schwerer zu beantworten.

Zumindest gewisse Anhaltspunkte für die Beantwortung dieser Frage liefert die Jahr für Jahr im Januar begangene *Weltgebetsoktav für die Einheit der Christen*. Sie hat, das dürfte sich nicht bestreiten lassen, an Resonanz und Ausstrahlungskraft verloren, seit die gottesdienstliche Begegnung von Christen verschiedener Konfession zu einer auch bei vielerlei anderen Anlässen gepflegten Gewohnheit geworden ist. Trotzdem tritt in dieser Woche das Thema Ökumene nach wie vor etwas stärker in den Blickpunkt kirchlichen Interesses als sonst im Jahresablauf, und Inhalt und Tonlage der während dieser Woche meist relativ zahlreichen ökumenischen Ansprachen und Erklärungen geben nach wie vor einigermaßen zuverlässige Hinweise auf die im ökumenischen Raum herrschende Temperatur.

In diesem Jahr stand die Woche unter dem Motto „*Ihr seid nicht mehr Fremde*“. Das Motto wird jeweils von einer ökumenischen Gruppe (in diesem Jahr aus Manchester) ausgesucht und zwischen dem vatikanischen Einheitssekretariat und dem Ökumenischen Rat abgestimmt. Ansonsten hat die Weltgebetsoktav, die auf die Initiative einer zu Beginn dieses Jahrhunderts zur katholischen Kirche übergetretenen Gruppe von Anglikanern zurückgeht und einst wohl nicht zufällig zwischen die Feste Petri Stuhlfeier und Pauli Bekehrung plazierte wurde, immer noch einen stark katholischen Akzent. Das gilt zumal hierzulande, wo die evangelischen Kirchen wegen der zeitlichen Nähe zu der in der ersten Januarwoche stattfindenden Gebetswoche der evangelischen Allianz die Weltgebetsoktav erst in der Woche nach Pfingsten feiern. Vielleicht wäre es eine Überlegung wert, ob sich nicht der letztere Termin vom Rhythmus des Kirchenjahres her sogar besser für das gemeinsame Gebet um die Einheit eignen würde.

Mit der katholischen Akzentuierung der Weltgebetsoktav

mag es zusammenhängen, daß unter den Stellungnahmen zu diesem Anlaß diejenigen katholischer Herkunft an Zahl und Bedeutung oft überwiegen. Die Äußerungen des Papstes waren in diesem Jahr unterschiedlich akzentuiert (vgl. HK, März 1978, 151 f.). Einerseits erinnerte *Paul VI.* an zwei Sonntagen hintereinander bei seiner kurzen Ansprache, die er jeweils zum Angelus an die Gläubigen auf dem Petersplatz richtet, sehr eindringlich an die Aufgabe der Wiederherstellung der Einheit aller Christen. Andererseits überwogen in der Ansprache bei der Generalaudienz während der Weltgebetswoche die wenig hoffnungsvollen Töne. Dort war die Rede davon, daß die noch bestehenden Schwierigkeiten so groß seien, daß sie jede menschliche Hoffnung auf eine geschichtliche Realisierung des Zieles paralisieren könnten; es war nicht von verschiedenen Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften, sondern von *Denominationen* die Rede; und es wurde gewarnt vor „mißbräuchlich pluralistischer Interpretation der Einheit“. Zwar erinnerte der Papst in dieser Ansprache an die bereits bestehenden Bindungen in Gestalt der gemeinsamen Taufe, des gemeinsamen Glaubens an das Evangelium und der gemeinsamen Erwartung der Einheit, aber diese Gemeinsamkeiten sind ja nicht erst Errungenschaften der ökumenischen Arbeit des letzten Jahrzehnts und insofern nicht gerade ein „Fortschritt“.

In den nicht eben durch Hoffnungsüberschwang gekennzeichneten Duktus dieser Ansprache paßte die – nach einer Meldung der amerikanischen Nachrichtenagentur NC News Service aus dem Stegreif eingeschobene – kritische Bemerkung über den *Ökumenischen Rat*. Der Papst apostrophierte die mangelnde Einheit unter den Mitgliedskirchen: die über die ganze Welt verbreiteten „Gruppen“ würden, wenn sie sich festlegen sollen, jeweils nur Selbstdefinitionen geben. „Statt zusammenzukommen und sich zu vereinigen, machen sie Unterschiede untereinander, wobei sich jede auf ihre eigene Identität festlegt und dadurch wirkliche und effektive Einheit nur schwieriger macht.“ Sicher bezweifelt niemand – auch nicht der Generalsekretär des Ökumenischen Rates –, daß der zwischen den Mitgliedskirchen erreichte Status der Gemeinsamkeit keineswegs ausreicht und daß demzufolge auch für diese Kirchen die sichtbare Einheit noch Ziel und nicht schon gegebene Wirklichkeit ist. Aber gerade angesichts der von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung angestregten Bemühung um einen Konsens zwischen den Mitgliedskirchen über Taufe, Eucharistie und Amt (vgl. HK, September 1977, 438 f.) klingt diese Beurteilung des Papstes doch ziemlich hart.

Diese Papstansprache könnte Behauptungen durchaus Nahrung geben, nach denen sich der ökumenische Dialog in einer *Krise* befinde. Gegen solche Behauptungen wandte sich freilich niemand geringerer als der Präsident des Einheitssekretariats und Erzbischof von Utrecht, Kardinal *Jan Willebrands*. Bei einer Veranstaltung in Düsseldorf betonte er, die verschiedenen Dialoge, an denen die katholische Kirche beteiligt sei, würden ein Beweis für das Le-

ben der Ökumene sein. Unumgänglich sei es aber, das *Ziel der Einheit* klar zu umschreiben. Nach katholischem Verständnis könne man das durch folgende Begriffe tun: „Einheit in Gehalt und Gestalt“, „Einheit in der Glaubens- und Kirchenstruktur“, „Einheit in der Weise, wie aus dem Wort Jesu und der Apostel Kirche geworden ist“. Willebrands ließ aber die „unleugbaren Gegensätze“ nicht unerwähnt und unterstrich dementsprechend, daß der Weg zur Einheit noch viel Geduld erfordere (vgl. Kathpress, 23. 1. 78).

Auch der Sekretär der vatikanischen Glaubenskongregation, Erzbischof *Jérôme Hamer*, setzte in einer Predigt anläßlich der Weltgebetsoktav in Rom ähnliche Akzente (vgl. *Osservatore Romano*, 25. 1. 78). Auch er bestritt, daß es einen ökumenischen Stillstand gebe, und mahnte gleichzeitig zur Geduld. Es sei ein Trugschluß, zu meinen, es tue sich ökumenisch nichts, weil es keine spektakulären Ereignisse gibt: „Wir dürfen den Ökumenismus nicht identifizieren mit den Merkmalen des Außerordentlichen, die einigen seiner Manifestationen eignen. Der Ökumenismus ist alltäglich geworden. Er ist heute eine normale Aktivität der Kirche und muß sich harmonisch und ruhig entwickeln.“ Man müsse tun, „was der Herr heute in diesem Werk, das ihm teuer ist, von uns erwartet“, und das könne ein „Weg der Verborgenheit und Demut“ sein, der nicht sehr viel Aufmerksamkeit auf sich zieht. Was den Ökumenismus wirklich bremsen, seien höchstens eigenmächtige Aktionen „ökumenischer Franktireure“ (als Beispiele führte Hamer die Praktizierung der Interkommunion und die Identifikation der christlichen Botschaft mit einer politischen Option an). „Diese überstürzten Initiativen, diese Wegabkürzungen führen ins Leere.“ Der Ökumenismus sei ein Programm der Kirche. Deshalb habe jeder Getaufte darin seinen spezifischen Auftrag, die letzte Verantwortung liege aber bei den Nachfolgern der Apostel unter Führung des Nachfolgers Petri.

Eine solche sehr moderate, mehr beschwichtigende als vorwärtsweisende Bewertung der ökumenischen Lage ist keine katholische Spezialität, sondern findet sich – anders artikuliert – auch auf orthodoxer und protestantischer Seite. Letztendlich hatte auch die Ansprache des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik, des braunschweigischen Landesbischofs *Gerhard Heintze*, beim zentralen Eröffnungsgottesdienst zur Weltgebetsoktav für die Bundesrepublik in Frankfurt diesen Zuschnitt. Auch Heintze stellte die bereits gelungenen Brückenschläge und das noch ausstehende Ziel der „ungeteilten Gemeinschaft“ relativ unvermittelt nebeneinander. Allerdings schlug er auch etwas „offensivere“ Töne an. Der jetzige Zustand einer „bedingten Gemeinschaft“ sei „nicht normal“. Es gehe nicht um die Schaffung einer „langweiligen Gleichförmigkeit“, sondern darum, in Gemeinschaft mit dem Herrn der Kirche zu kommen. Gottes Ziel sei nicht der Zerfall der Kirche, sondern der Weiterbau „des einen Tempels, in dem alle Bekenner des Namens Christi ihren Platz haben sollen“.

Dialoge nicht ohne Hindernisse

Führt man sich die Zahl der *offiziellen Dialoge* und insbesondere ihre oft überraschend weitreichenden Ergebnisse vor Augen, dann wirken all diese im ganzen recht zurückhaltenden Bewertungen der ökumenischen Situation fast etwas schwarzmalersisch. Längst sind ja die Gespräche zwischen den christlichen Konfessionen über den Rahmen der Begegnung einzelner Ökumeniker hinausgewachsen und haben einen offiziellen Rang erreicht, der auch die Kirchenleitungen so engagiert, daß sie nicht mehr so tun können, als habe es in den letzten 20 Jahren nicht substantielle Wandlungen gegeben. Die autorisierten Dialoge werden seit langem auch auf Weltebene geführt, doch scheint weder auf Weltebene noch im regionalen Raum dasjenige, was sie erreichen, die Aufnahme zu finden, die es verdienen würde.

Vom vatikanischen Einheitssekretariat werden praktisch mit allen großen Konfessionsfamilien – von der Orthodoxie bis zu den Freikirchen – *bilaterale Gespräche* geführt. Es mag überraschen, daß der *katholisch-orthodoxe Dialog* – trotz der Nähe beider Kirchen – erst jetzt in seine auf gesamtkirchlicher Ebene institutionalisierte Phase eintritt. Daß die bisherigen Kontakte auf einzelne orthodoxe Teilkirchen beschränkt waren, hängt mit der eifersüchtig gehüteten patriarchalen Struktur der Orthodoxie zusammen. Immerhin hat man sich aber jetzt in der Vorbereitungsphase des panorthodoxen Konzils (vgl. HK, Februar 1977, 95 ff.) zu panorthodox-katholischem Dialog entschlossen und entsprechende Kommissionen zur Vorbereitung dieses Dialogs eingerichtet. Delegierte beider Kommissionen werden demnächst zusammentreffen, um die beiderseitigen Vorschläge und Perspektiven in Übereinstimmung zu bringen. Für 1979 ist dann mit dem Beginn der offiziellen Gespräche zu rechnen.

Nach den Worten des zuständigen Untersekretärs des Einheitssekretariats, P. Pierre Duprey, besteht auf beiden Seiten das Bewußtsein, daß der Dialog, in dem man sich jetzt engagiert, zur *Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft* führen wird (vgl. La Croix, 17. 1. 78). Die Entwicklung der letzten 15 Jahre im Sinne eines „Dialogs der Liebe“ habe die Mentalitäten in beiden Kirchen verändert, aber diese Entwicklung geschehe nicht überall im selben Rhythmus. Auch in diesem Bereich der Ökumene müsse man deshalb mit längeren Zeiträumen rechnen. Allerdings: „Die katholische und die orthodoxe Kirche sind Schwesterkirchen in fast vollständiger Gemeinschaft. Das erste Stadium des Dialogs wird sein, gemeinsam auf theologischem Niveau die Wirklichkeit dieses Sichwiederfindens zu vertiefen und ihre Bedeutung gemeinsam zu formulieren. *Innerhalb* dieser Perspektive müssen dann die Punkte angegangen werden, die einer Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft zwischen beiden Kirchen noch im Weg stehen.“

Die größten Schwierigkeiten dürften im katholisch-orthodoxen Gespräch wohl der *Primat des Papstes* und die *Existenz der unierten Kirchen* machen. Auch das anders-

geartete Traditionsverständnis der Orthodoxie könnte unter Umständen den Dialog komplizieren. In jedem Fall dürfte aber gerade die Gestaltung des Verhältnisses zwischen katholischer und orthodoxer Kirche Signalwert für die gesamte Ökumene haben, insofern es hier um zwei Kirchen geht, für die eine grundlegende Einheit schon jetzt gegeben ist, wobei aber beiderseits die unterschiedlichen eigenen Ausprägungen in Liturgie, Theologie, Kirchenordnung, Weltverhalten usw. als legitim und als zu bewahren angesehen werden. Sollte es zur vollen Aufnahme der kirchlichen Gemeinschaft kommen, wird man auch im Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen nicht mehr an Einheit verlangen und nicht weniger an Pluralität zugehen dürfen, als sie zwischen diesen beiden Kirchen (und in ihnen selber) existiert.

Das Stichwort „Schwesterkirchen“ wurde erst kürzlich in einem offiziellen Text auch zur Charakterisierung der Beziehungen zwischen der *Anglikanischen Gemeinschaft* und der römisch-katholischen Kirche verwendet (vgl. HK, März 1978, 153). Gerade im anglikanisch-katholischen Verhältnis scheint sich aber im Augenblick zu zeigen, daß sich die „heißen Eisen“ unter den Differenzen zwischen verschiedenen Kirchen um so hartnäckiger bemerkbar machen, je tiefer die entdeckten Gemeinsamkeiten reichen. Die anglikanisch-katholischen Beziehungen sind, was den Konsens in der Lehre betrifft, bisher wohl am weitesten gefördert worden, wie zuletzt das im vergangenen Jahr der Öffentlichkeit und den kirchlichen Autoritäten übergebene Dokument der Internationalen Anglikanisch/Römisch-Katholischen Kommission über die Autorität in der Kirche gezeigt hat (vgl. HK, April 1977, 191 ff.). Trotzdem kommt es – insbesondere wegen der mancherorts in der Anglikanischen Gemeinschaft praktizierten bzw. für möglich gehaltenen *Frauenordination* und in Sachen *Interkommunion* – immer wieder zu Mißhelligkeiten.

So brachte ausgerechnet am letzten Tag der diesjährigen Weltgebetsoktav der „Osservatore Romano“ einen ausführlichen Artikel des Gregoriana-Professors *Louis Ligier*, der die ein Jahr zuvor erschienene Erklärung über die Frauenordination (vgl. HK, März 1977, 151 ff.) verteidigte. Der Artikel kritisierte indirekt, aber doch deutlich die anglikanische Haltung in dieser Angelegenheit: die Hindernisse kämen von denen, die „neue Praktiken“ einführen; wenn die katholische Kirche die anderen Kirchen auffordere, die Ordination von Frauen nicht einzuführen, so handle sie damit „im Sinne des altbekannten ökumenischen Prinzips, daß es nicht zuträglich ist, während des Prozesses der Einigung neue Gebräuche einzuführen, die die anderen Kirchen an der vorgesehenen Annäherung hindern“.

In der Tat könnte die Frauenordination zu einem der gewichtigen Streitpunkte zwischen Anglikanern und Katholiken werden. Das zeigte sich auch bei dem Auftritt des Erzbischofs von Westminster, Kardinal *George Basil Hume*, vor der Generalsynode der Church of England (vgl. ds. Heft, S. 165). Ohne Zweifel war es ein Ereignis von historischem Rang, daß zum erstenmal in der Ge-

schichte ein katholischer Kardinal vor diesem Gremium auftreten und daß er bei dieser Gelegenheit von einer bereits erfolgten schrittweisen Annäherung von Anglikanern und Katholiken sprechen konnte. Aber ebenso wie in der Frage der Interkommunion wurde auch der Dissens in Sachen Ordination von Frauen deutlich sichtbar. Auch von anglikanischer Seite wurde auf die Belastungen verwiesen, die aus diesem Grunde für die Beziehungen zur katholischen (und zur orthodoxen) Kirche entstehen.

Auf weite Sicht wird man nicht darauf spekulieren dürfen, daß sich nicht-katholische (bzw. nicht-orthodoxe) Kirchen durch die Festigkeit des katholischen und orthodoxen Standpunktes daran hindern lassen, die Ordination von Frauen zu praktizieren. Statt dessen wird die Frage zu stellen sein, ob die Differenz in diesem Punkt notwendigerweise Kirchengemeinschaft ausschließen muß.

Katholischerseits scheint man es sich diesbezüglich da und dort etwas zu leicht zu machen. Symptomatisch dafür ist eine Äußerung des langjährigen Chefredakteurs der Würzburger Kirchenzeitung, Msgr. *Helmut Holzappel*, in bezug auf Vorgänge in der Schwedischen Staatskirche (die freilich durch eine unguete Mischung theologischer, politischer und feministischer Argumente charakterisiert sind): „Was nützt alles Gerede und Gebete (!) um die Wiedervereinigung, wenn Kirchen der Reformation bedenkenlos (!) gegen die erklärte apostolische Tradition handeln, die eineinhalb Jahrtausende, bis zur Glaubensspaltung, gültig war, und zur Priesterweihe von Frauen schreiten. Denn dies ist ein Schlag gegen die Ökumene, dem leider auch unsere verantwortlichen Stellen nicht rechtzeitig und ernsthaft genug entgegengetreten sind“ (KNA – Ökumenische Information, 8. 3. 1978). Wenn in solcher Zuspitzung die Frauenordination zum ökumenischen „articulus stantis et cadentis“ gemacht und ihre Einführung schlechterdings als Verrat und Abfall deklariert würde, wäre der Weg zur Einheit in der Tat um ein hohes Hindernis reicher.

Fortschritte mit den Reformierten

Nur wenn bei hohem Niveau erreichter Gemeinsamkeit ein konstruktiver Umgang mit verbleibenden Differenzen praktiziert wird, kann es für die Dialoge, die noch nicht so weit gediehen sind, eine gute Zukunftsperspektive geben. Müßten die Gespräche mit den andern aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen nicht als Selbsttäuschung erscheinen, wenn zunächst alle Anstrengungen unternommen werden, um ein den anglikanisch-katholischen Beziehungen vergleichbares Maß an Gemeinsamkeit zu erreichen, wenn aber letztlich alles doch nur zu demselben toten Punkt führen würde, der durch die Frauenordination markiert wird?

Tatsächlich hat es aber im Gespräch mit protestantischen Traditionen erstaunliche Fortschritte in substantiellen Themen gegeben. Gespräche auf Weltebene gibt es mit

verschiedenen reformatorischen Konfessionsfamilien. Mit den Freikirchen sind sie natürlich schwieriger als etwa mit den Lutheranern. Aber immerhin hat auch der Austausch mit den *Methodisten* ergeben, daß man sich in Richtung eines gemeinsamen Verständnisses der Eucharistie näherte, und immerhin gab es auch ernsthafte Gespräche zwischen Beauftragten des Einheitssekretariats und der protestantischen *Pfingstkirchen*. Diese Kontakte fanden nur in unseren Breiten – wo unterschwellig protestantisch und lutherisch gleichgesetzt wird – kaum Aufmerksamkeit. Dies gilt im großen und ganzen auch für den *katholisch-reformierten* Dialog.

Die katholisch-reformierten Gespräche auf höchster Ebene – zwischen Beauftragten des Einheitssekretariats und des Reformierten Weltbundes – wurden vor nunmehr fast zehn Jahren eingeleitet. Die gemeinsame Studienkommission nahm schließlich 1970 ihre Arbeit auf und behandelte in den folgenden Jahren zentrale Fragen: „Die Beziehung Christi zur Kirche“ (1970), „Die lehramtliche Autorität der Kirche“ (1971), „Die Gegenwart Christi in der Welt“ (1972), „Die Eucharistie“ (1974) und „Das Amt“ (1975). Im vergangenen Jahr legte die Kommission einen Schlußbericht unter dem Titel „*Die Gegenwart Christi in Kirche und Welt*“ vor, der die gemeinsame Überarbeitung der fünf Teilberichte bietet, mit denen jedesmal die einzelnen Sessionen abgeschlossen worden waren. Zu jedem Thema werden Konsens, Dissens und offene Fragen formuliert. Das ganze Arbeitsergebnis liegt jetzt den zuständigen kirchlichen Gremien vor, die vor der Aufgabe stehen, dazu in angemessener Weise Stellung zu nehmen. Die Studienkommission selber empfahl die Einrichtung einer neuen Arbeitsgruppe, die anhand der von beiden Dialogpartnern ergehenden Stellungnahmen im Sinn einer Vertiefung der Übereinkünfte weiterarbeiten soll. Kardinal Willebrands pflichtete ausdrücklich der im Schlußbericht geäußerten Auffassung bei, daß „unerwartete Perspektiven gemeinsamer Erkenntnisse und Aufgaben“ eröffnet seien.

So wurde Übereinstimmung darüber erzielt, daß die überkommene Entgegensetzung von *Schrift und Tradition* nicht mehr haltbar ist. Das Problem stelle sich „sowohl auf katholischer wie auf reformierter Seite nicht mehr in den Fronten der nachtridentinischen Polemik dar“, insofern die neutestamentlichen Schriften sich selbst als Zeugnisse von kirchlicher Tradition erwiesen haben und insofern allgemein akzeptiert ist, daß andererseits die Kirche als *creatura verbi* mit ihrer Tradition unter dem lebendigen Wort Gottes steht. Bezüglich der *Lehrautorität*, die Tradition vermittelt, werden freilich die Unterschiede nicht verschwiegen: für die Reformierten ist die Gemeinde in ihrer Gesamtheit verantwortlich für die Weitergabe des Glaubens, delegiert aber für diese Aufgabe qualifizierte Leute, für die Katholiken dagegen existiert die besondere Verantwortlichkeit des Amtes, das zwar in der Gemeinde verwurzelt ist, aber seine Autorität nicht durch Delegation von ihr erhält. Allerdings wurde konzidiert, daß sich in der Praxis beide Positionen näher sind als in der Theorie: gibt es bei den Reformierten die faktische Autorität der

Amtsträger, so wird auf der katholischen Seite die Teilhabe der „Laien“ am Traditionsprozeß nicht bestritten (sensus fidei).

Im Dokument über das Amt ging man gemeinsam noch einen wesentlichen Schritt weiter: das Amt als solches – das innerhalb der Apostolizität der ganzen Kirche stehe – werde nicht von der Gemeinde hervorgebracht und autorisiert, „sondern der lebendige Christus schenkt es ihr und fügt es in ihr Leben ein“. Sowohl die katholischen wie die reformierten Theologen seien sich der Wichtigkeit der Strukturen der Kirche für die Erfüllung ihres Auftrages bewußt. „Die römisch-katholische Kirche hat von der Herrschaft Christi eine vorwiegend hierarchische Ordnung abgeleitet, während sich die Reformierte Kirche, von derselben Herrschaft Christi aus, für eine vorwiegend presbyterialsynodale Organisation entschieden hat. Heute sind beide Seiten dabei, neu auf das Verständnis der Kirche zu blicken, wie es in der Gestalt der frühen Kirche zum Vorschein kommt.“

In der *Würdigung der Schöpfung*, der irdischen Wirklichkeiten und der Aufgabe der Kirche in bezug auf sie hat es zwischen Katholiken und Reformierten immer schon einiges an Gemeinsamkeit gegeben. Bedeutsamer ist deshalb, was jetzt in der vielleicht wichtigsten Streitfrage erreicht wurde, dem Verständnis der *Eucharistie*. Das Resümee: „Wir glauben, über den Sinn, den Zweck und das Grundlegende in der Lehre der Eucharistie ein gemeinsames Verständnis erreicht zu haben, das mit dem Wort Gottes und der universalen Tradition der Kirche in Übereinstimmung steht.“ Durch die Anknüpfung an das biblische „Gedächtnis“, die memoria – was mehr sei als „mentales Erinnern“ –, wurde eine gemeinsame Sprache ermöglicht. Zur Realpräsenz heißt es: „Diese Gegenwart ist sakramental, insofern sie die konkrete Form ist, welche das Geheimnis Christi in der eucharistischen Kommunion seines Leibes und Blutes annimmt. Es ist aber auch eine personale Gegenwart, weil Jesus Christus in seiner eigenen Person unmittelbar gegenwärtig ist und sich uns in seiner Wirklichkeit als wahrer Mensch und wahrer Gott gibt.“ Auch der Opfergedanke wird aufgenommen. Im Gedächtnis seines versöhnenden Sterbens sei Christus selbst gegenwärtig, der „sich für uns hingegeben hat als Gabe und Opfer, das Gott gefällt“ (Eph 5,2). „Geheiligt durch seinen Geist, bringt sich die Kirche durch, mit und in seinem Sohn, Jesus Christus, dar. Dadurch wird sie zu einem lebendigen Dankopfer, durch das Gott öffentlich gelobt wird“ (vgl. Röm 12,1; 1 Petr 2,5).

Die Kommissionsmitglieder verschweigen bestehende Differenzen in Einzelfragen keineswegs, versäumen aber nicht, darauf hinzuweisen, daß das Hauptproblem der Zwiespalt zwischen gemeinsamem theologischem Verständnis und dem tatsächlichen Verhalten in den Kirchen ist. Die Überwindung dieses Zwiespalts können theologische Kommissionen nicht leisten. Wenn sie – wie im Fall der katholisch-reformierten Gespräche – in wichtigen Fragen neue Möglichkeiten des Konsenses eröffnen, ist das schon sehr viel.

Anerkennung der Confessio Augustana?

Der offizielle *lutherisch-katholische* Dialog hat bereits mit der Veröffentlichung des Malta-Berichtes „Das Evangelium und die Kirche“ (vgl. HK, November 1971, 536 ff.) ein hohes Niveau der Gemeinsamkeit erreicht. Inzwischen hat man weiter gearbeitet und unter Auswertung von Stellungnahmen aus aller Welt drei Themen weiter vertieft: Eucharistie, Amt und Einheitsverständnis. Das als erstes Ergebnis dieser Arbeit entstandene Dokument über die Eucharistie soll in absehbarer Zeit veröffentlicht werden. Es drückt, so Kardinal Willebrands, „eine beachtliche Konvergenz zwischen lutherischer und katholischer Lehre aus und ist geeignet, Glaube und Liebe zur Eucharistie zu wecken“ (vgl. KNA – Ökumenische Information, 15.2.78).

Erheblich an Aktualität gewonnen hat das lutherisch-katholische Gespräch zudem durch die Diskussion der Möglichkeit einer *katholischen Anerkennung der Confessio Augustana*. Diese Diskussion ist bereits vor einigen Jahren angelaufen und hat sich in letzter Zeit intensiviert (vgl. dazu den Sammelband „Katholische Anerkennung des Augsburgischen Bekenntnisses?“ [Hrsg. H. Meyer, H. Schütte, H.-J. Mund], Frankfurt 1977). Sie wurde angestoßen durch den Münsteraner Theologen *Vinzenz Pfnür* im Jahre 1974; auf dem Weg über ihn befaßte sich die Ökumenekommission der Diözese Münster mit diesem Gedanken und richtete an die Deutsche Bischofskonferenz die Empfehlung, „die Möglichkeit einer Anerkennung der Confessio Augustana von seiten der katholischen Kirche zu prüfen“. 1975 wurde derselbe Gedanke von einer lutherischen Gruppe an das vatikanische Einheitssekretariat herangetragen und fiel dort auf fruchtbaren Boden.

Auf einer Konsultation des *Lutherischen Weltbundes* im Juni 1976 brachte der Sekretär des Einheitssekretariats, *Charles Moeller*, den Gedanken zur Sprache, worauf der Konsultationsbericht den lutherischen Kirchen empfahl, „ihre Offenheit und ihr Interesse gegenüber den Diskussionen auf römisch-katholischer Seite zu bekunden, die um die Möglichkeit einer Rezeption der Confessio Augustana als einer legitimen Ausprägung christlicher Wahrheit kreisen“. Im August 1976 befaßte sich das Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes mit diesem Bericht, und Prof. *Heinz Schütte* gab als Beobachter des Einheitssekretariats eine Stellungnahme dazu ab. Und schließlich beschäftigte sich die *Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Dar-es-Salaam* (vgl. HK, August 1977, 391 ff.) mit dieser Frage und faßte den folgenden Beschluß: „Die Vollversammlung nahm von der Tatsache Kenntnis, daß bedeutende römisch-katholische Theologen es für möglich halten, daß ihre Kirche die Confessio Augustana als einen besonderen Ausdruck des gemeinsamen christlichen Glaubens anerkennt. Sie hoffen, daß diese Anerkennung den Weg für eine Form der Gemeinschaft zwischen der römisch-katholischen und der lutherischen Kirche öffnet, in der beide Kirchen, ohne ihre Besonderheit und

Identität aufzugeben, die Entwicklung zur vollen kirchlichen Gemeinschaft als Schwesterkirchen fördern. Die Vollversammlung... bringt die Bereitschaft des LWB zum Ausdruck, mit der römisch-katholischen Kirche in einen Dialog über diese Frage einzutreten; sie fordert, daß das Exekutivkomitee alle Studien über diese Thematik, ihre Möglichkeiten, ihre Probleme und weiteren ökumenischen Implikationen sorgfältig begleitet und fördert.“

Zweifellos liegt das Schwergewicht der Erwägungen in dieser Sache bisher auf katholischer Seite (wenn auch gewichtige lutherische Stimmen sich zu Wort gemeldet haben, so Altbischof *Hermann Dietzfelbinger*, Prof. *Peter Brunner*, Prof. *Wolfhart Pannenberg*). Einen erheblichen Anteil an den Debatten hat der Münchener Kardinal *Joseph Ratzinger* mit einem im Januar 1976 in Graz gehaltenen und seither oft zitierten Vortrag. Ratzinger hatte in diesem Vortrag erklärt, die Anerkennung der *Confessio Augustana* und damit die Feststellung der Katholizität der Kirchen Augsburgischen Bekenntnisses würde beiden Kirchen „eine korporative Vereinigung in der Unterschiedenheit“ möglich machen. Eine solche Anerkennung wäre – so Ratzinger – „weit mehr als ein bloß theologisch-theoretischer Akt, der unter Historikern und Kirchenpolitikern ausgehandelt wird“. „Er würde vielmehr eine konkrete geistliche Entscheidung und insofern ein neuer geschichtlicher Schritt auf beiden Seiten sein. Er würde bedeuten, daß die katholische Kirche in den hier gegebenen Ansätzen *eine eigene Form der Verwirklichung des gemeinsamen Glaubens* mit der ihr zukommenden Eigenständigkeit annähme. Er würde umgekehrt von reformatorischer Seite her bedeuten, diesen vielfältiger Auslegung fähigen Text in der Richtung zu leben und zu verstehen, die zuerst ja auch gemeint war: in der Einheit mit dem altkirchlichen Dogma und mit seiner kirchlichen Grundform. Er würde also insgesamt bedeuten, daß die offene Frage nach der *Mitte der Reformation* in einem geistlichen Entscheid in Richtung einer katholisch gelebten *Confessio Augustana* gelöst und das Erbe von damals unter dieser Hermeneutik gelebt und angenommen würde“ (zit. a. a. O. S. 38).

Inzwischen wird allerdings von verschiedenen Seiten auch die Problematik dieser vielversprechenden Anerkennungsbemühungen hervorgehoben. Dabei wird zum einen die *Isolierung des Augsburgischen Bekenntnisses* innerhalb des Corpus der reformatorischen Bekenntnisschriften kritisiert, durch die verschleiert werde, daß die *Confessio Augustana* allein eben nicht die ausreichende Darstellung reformatorischer Lehre ist. Zum andern wird – gerade auch von katholischen Lutherforschern (*Johannes Brosseder*, *Peter Manns*) – das Verhältnis der CA zur Theologie Luthers problematisiert. Aus dieser Richtung wird die zumindest ambivalente Haltung Luthers gegenüber der von Melancthon verfaßten CA hervorgehoben und gefragt – gegen Pfnür, Ratzinger und Schütte –, ob man nicht die CA von der Theologie Luthers her lesen müsse (und nicht umgekehrt), wenn man die Mitte des Reformatorischen

sucht und in ihrem Anspruch als katholisch verstehen will.

Ferner wird gefragt, ob es für beide Kirchen – die ja inzwischen eine vierhundertjährige eigenständige Entwicklung hinter sich haben – sinnvoll sein kann, ihre Einigungsbemühungen an einem Dokument der Vergangenheit festzumachen. Das könnte nämlich bedeuten, daß die katholische Kirche das Luthertum daran mißt, wieweit es mit der von ihm im 16. Jahrhundert definierten Position übereinstimmt, und daß andererseits von der evangelischen Seite her verschärft die nachreformatorischen katholischen Lehrentscheidungen (Trient, Vaticanum I, Mariendogmen) kritisiert werden. Aus dem angestrebten Miteinander könnte so ein neues konfessionelles Gegeneinander des gegenseitigen „Aufrechnens“ werden.

Angesichts solcher Schwierigkeiten konnte es nicht überraschen, daß anlässlich der Weltgebetsoktav der oldenburgische Landesbischof *Hans Heinrich Harms* vor euphorischen Vorstellungen in diesem Zusammenhang warnte. Er verstehe es als ein Bestreben zur Erneuerung der Kirche, wenn man sich katholischerseits mit dieser grundlegenden reformatorischen Bekenntnisschrift auseinandersetze, er könne sich aber nicht vorstellen, daß bestimmte Teile der *Confessio Augustana* von der heutigen katholischen Kirche anerkannt würden. Es sei deshalb nicht im Sinne eines kontinuierlichen Fortschreitens der Einheitsbemühungen, sich in Erwartungen hineinzusteigern, die bei Nichterfüllung in Frustration umschlagen könnten (vgl. *Kathpress*, 23. 1. 78).

In dieser Lage verdient der in einem Vortrag im Straßburger Ökumenischen Institut eingebrachte Vorschlag des Bonner Ökumenikers Prof. *Johannes Brosseder* Aufmerksamkeit. Er geht dahin, anlässlich des 450. Jahrestages des Augsburgischen Bekenntnisses im Jahre 1980 einen „*konzi-liaren Vorgang*“ – also kein Konzil, wohl aber eine Form amtlich-verbindlicher Beratung und Beschlußfassung – zwischen der katholischen und der lutherischen Kirche einzuleiten. Das 1530 gescheiterte Gespräch könnte so gleichsam weitergeführt werden, indem die beiden Kirchen amtlich und öffentlich die sie bewegenden Probleme der Vergangenheit und der Gegenwart mit dem Ziel besprechen, zu einem gemeinsamen Ergebnis zu kommen. Eine solche Form gemeinsamer amtlicher Beratung könnte in der Tat die richtige Antwort auf die Fragen sein, die im Kontext der Diskussionen um die Katholizität der *Confessio Augustana* aufgebrochen sind.

Rezeption entscheidend

Die *Gleichzeitigkeit von wachsendem Konsens und bleibender faktischer Trennung* bestimmt die gegenwärtige ökumenische Szene. „Die Kirchen sind noch nicht vereinigt, aber auch nicht mehr vollständig getrennt, insofern sie Schritte auf die Einheit hin unternommen haben. Dieses Zwischenstadium ist sehr unkomfortabel. Die Kirchen haben die ‚Klarheit‘ getrennter Konfessionen verloren,

aber sie haben noch nicht die Gewißheit, mit einer Stimme zu sprechen“ – so charakterisierte der Direktor der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, *Lukas Vischer*, kürzlich sehr treffend die Situation (vgl. *One World*, Januar/Februar 1978, S. 21).

Es liegt auf der Hand, daß man diese widersprüchliche Lage auch sehr widersprüchlich bewerten kann, was das Schwanken vieler Stellungnahmen zwischen Resignation und Hoffnung (je nach Standort) verständlich macht. Wichtiger als globale Wertungen dürfte freilich die Frage nach den nächsten Schritten sein.

Eine bedeutsame praktische Notwendigkeit, die unmittelbar ansteht, ist die verbesserte Koordinierung der bilateralen Gespräche untereinander. Auf dieses Desiderat hat unlängst der Vizepräsident des Einheitssekretariats, Erzbischof *Ramón Torella Cascante*, hingewiesen (vgl. *Osservatore Romano*, 21. 1. 78), darin ganz einer Meinung mit *Lukas Vischer* (vgl. *HK*, Mai 1977, 258). Wenn die eine Ökumene im Blick und die eine Kirche das Ziel bleiben soll, muß es das „Gespräch zwischen den Gesprächen“ geben, damit die positiven Ergebnisse und die Schwierigkeiten der zweiseitigen Dialoge für die ganze Christenheit fruchtbar werden können.

Die elementarsten Grundfragen und Aufgaben sind ohnehin multilateral relevant. Denn zum einen ist es an der Zeit, daß man über prinzipielle Globalformulierungen hinaus ernsthaft und konkret die Frage prüft, welches *Maß an Einheit* Kirchengemeinschaft erfordert und welches *Maß an Vielfalt* sie verträgt. Zum anderen wird es entscheidend sein, ob es gelingt, die erreichten Konsense in einem breiten *Rezeptionsvorgang* im Kirchenvolk heimisch zu machen. Bereits vor einigen Jahren hat *Karl Rahner* bekanntlich festgestellt, „alles in allem genommen“ dürfe der

katholische Theologe „wohl der Meinung sein, daß heute keine theologischen Meinungen mit Sicherheit als auf der einen oder anderen Seite absolut verbindlich aufgewiesen werden können, die eine Kirchenspaltung erzwingen oder legitimieren“. Solange einem „normalen“ Gläubigen aufgrund seines Erkenntnis- und Erfahrungsstandes eine solche Aussage nur als gewagte Spekulation erscheinen muß, haben die Konsense ihre Früchte nicht gezeitigt. Für ihre Rezeption Sorge zu tragen, ist deshalb Pflicht aller in der Kirche Tätigen und Verantwortlichen.

Wenn man das Ziel der Kircheneinheit nicht aus den Augen verlieren möchte, genügt freilich eine solche Rezeption theologischer Übereinkünfte allein auch nicht. Noch einmal *Lukas Vischer*: „Nur wenn sich die Kirchen gegenseitig mit ihren Traditionen vertraut machen, werden sie die Hindernisse überwinden. Vielleicht brauchen wir in Zukunft ökumenische Zusammenkünfte mit der einzigen Absicht, eine gemeinsame Spiritualität zu entwickeln. Manchmal träume ich von etwas wie einem ökumenischen ‚Eucharistischen Kongreß‘, dessen Hauptzweck einfach wäre, gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Ich glaube, so ein Treffen würde beachtliche Auswirkungen haben“ (a. a. O. S. 22).

Man sollte freilich keinesfalls die Ökumene der Theologie, der Spiritualität und schließlich der Weltverantwortung (auch das eine wichtige und gewiß nicht unkontroverse Materie) gegeneinander ausspielen. Nur wenn die Christen und die Kirchen mitsamt ihren Traditionen in allen ihren Dimensionen miteinander umzugehen und aufeinander zuzugehen lernen, werden sich momentane Anzeichen von Lethargie verflüchtigen. Nur dann wird die ökumenische Bewegung in Bewegung bleiben.

Hans Georg Koch

Länderbericht

Das Schicksal der griechisch-katholischen Kirche in den kommunistischen Ländern

Die griechisch-katholische Kirche war durch die kommunistische Machtübernahme in osteuropäischen Staaten seit Kriegsende besonders einschneidend betroffen. Eine der tragischsten und bittersten Folgen des Zweiten Weltkrieges war die gewaltsame Liquidierung der *griechisch-katholischen Kirche in der Westukraine* und in Rumänien. An dieser Aktion beteiligen sich auch das Moskauer und Bukarester Patriarchat. Das hat zu einer folgenschweren Belastung jeglicher fruchtbarer ökumenischer Beziehungen bis heute geführt. Es ist von daher verständlich, daß

katholische exilukrainische und exilrumänische Kreise auf Fühlungen des Hl. Stuhles zur russisch- und rumänisch-orthodoxen Kirche kritisch und mitunter mißtrauisch reagieren. Die beiden orthodoxen Kirchen ihrerseits haben davon letzten Endes keinen Gewinn gehabt. Sie wurden nur noch stärker an den atheistischen Staat gefesselt, der seinerseits bestrebt ist, ihren Wirkungsraum einzuengen, was besonders in der Sowjetunion nicht zu übersehen ist.

Die unierten Kirchen selber sind nicht aus der Welt ge-